



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zwischen wird es ein Zweirad auch thun. Von kleinern Ausgaben will ich nicht reden. Im ganzen werde ich tausend Mark brauchen. Sende mir doch das Geld sobald als möglich. Meine Praxis erlaubt es mir nicht, jetzt von hier fortzugehen; sende mir doch Wäsche und Kleider.

Dein Louis

Nach zwei Tagen kam mit einem großen Ballen von Kleidungsstücken ein Brief von Frau Duttmüller an, der also lautete:

Lieber Lui. Daß du dich in Holzweißig ethalieren thust, ist mir eigentlich nicht recht. Nach das viele Geld, was du gekostet hast. Und ich hatte wenigstens gedacht, daß du Professor in Halle werden würdest oder Medizinalrat in Magdeburg. Und Meister Olmann sagte auch, wenn es in der Welt nach Koppschenie und Ellbogen geht, dann mußt du was ganz Extraes werden und nicht bloß Bauern doktor in Holzweißig. Aber tausend Mark ist ein Sünden- und Heidengeld, warum ich auch die ganze Nacht nicht geschlafen habe, indem daß du dir selber sagen kannst, daß man mit Waschen und Bügeln keine tausend Mark verdient, bei die Fleischpreise und Miete und was sonst das Leben kostet, und indem daß die Wäscher mädchen ausverschämt sind und den Hals nicht voll genug kriegen können. Und was die Möbels sind, die kosten lange keine tausend Mark. Wir können sie ja auch alt kaufen oder von Maron Zeitgenstengel aus dem Abzahlungsgeschäft nehmen, was jetzt die nobelsten Herrschaften thun. Und ein Flitzepeh ist ein neumodischer Unsinn. Der alte Sanitätsrat Diebscher, für den ich jetzt fünfundzwanzig Jahre wasche, hat in seiner Jugend auch nicht Flitzepeh gefahren. Das schlage dir nur aus dem Kopfe. Und wenn du kommst, wollen wir besprechen, wie wir Geld kriegen können, aber tausend Mark kann ich nicht schaffen. In Liebe grüßend

Deine Mutter

Nachschrift. Olmanns wollen mir fünfhundert Mark borgen, was mir sehr schauerlich ist, indem daß ich in meinem Leben noch nichts nicht geborgt habe. Aber weil du mein Einziger bist, und dein Vater, der Duribams, durchgegangen ist und sich um nichts nicht kümmert, habe ich es angenommen. Und das hoffe ich, daß du es mir auf meine alten Tage vergelten wirst. Und das bitte ich mir aus, daß die Geschichte mit Braumeisters Laura nun ein Ende hat. Denn wenn du das viele Geld gekostet hast und bist Doktor geworden, dann schießt sich so eine wie Laura nicht für dich, und ich will eine Schwiegertochter haben, die was feines ist, und die auch etwas hat.

In Liebe die Obige

Diesen Brief las Louis Duttmüller mit gemischten Gefühlen. Denn erstens gab es kein Rad, das er sich schon lange gewünscht hatte, und zweitens war es doch kein angenehmer Gedanke, mit Laura zu brechen, nachdem ihm ihr Vater in den Sattel geholfen hatte in der offenbaren Absicht, damit zugleich seine Tochter zu versorgen. Dies annehmen, schön Dank sagen, sich den Mund wischen und davon gehen, konnte nicht gerade als schön bezeichnet werden. Ach was! Kommt Zeit, kommt Rat.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Urteil über die Grenzboten aus ihrer Anfangszeit vor sechzig Jahren von Karl Gutzkow wird interessieren. Er schreibt aus Brüssel am 12. März 1842 (Briefe aus Paris, I, 49): „Die flämändische junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewiesen, nur wählen können zwischen England und Deutschland. Zu befördern, daß sie Deutschland wählt, ist der Zweck einer hier vor wenigen Monaten von einem geistreichen und federkundigen deutschen Litteraten, Dr. Kuranda

begründeten Wochenschrift Die Grenzboten. Diese Revue erscheint in wöchentlichen Heften und verdient ihrer rein nationalen, Deutschland zur Ehre gereichenden Tendenz wegen die allgemeinste Beachtung. Wie betrübend, daß eine so wichtige Zeitschrift in Deutschland äußere Hemmungen finden konnte! Sie erobert den deutschen Interessen ein neues Terrain und wird aus diesem Gesichtspunkt sogar von der hiesigen Bank, die in materieller Hinsicht einen Anschluß Belgiens an Deutschland wünscht, unterstützt.

Kuranda besitzt zugleich gesellige Formen genug, um hier in jeder Weise die deutsche Literatur würdig zu vertreten."

Bald darauf sind die Grenzboten nach Leipzig übergesiedelt, und von hier aus haben sie dann den nationalen Interessen in allem Wandel der Zeiten gedient bis zum heutigen Tage.

Atheistische Ethik. Zwei dickeleibige Bücher, die eine solche zu begründen versuchen, haben sich auf unserm Büchertische zusammengefunden. Das eine davon, Adalbert Szwoboda's „Ideale Lebensziele, Kritisches, Geschichtliches, Philosophisches“ (Leipzig, E. G. Naumann, 1901) erwähnen wir nur als Kuriosum. Es ist ein zwei Bände von zusammen 897 Seiten füllendes ungeordnetes Sammelhurium von Lesefrüchten, zu dem Zwecke zusammengestellt, die Philosophie und alle Religion, besonders die christliche, verächtlich und lächerlich zu machen. Die eigne Denktätigkeit des Verfassers beschränkt sich auf Glossen, und die Skandalgeschichten werden nicht einmal in einer Weise mitgeteilt, die eine Nachprüfung ermöglichte. Und so etwas findet einen Verleger in Deutschland! Keine Spur eines Versuchs, die „idealen Lebensziele“ aus dem reinen Naturalismus, der als Dogma hingestellt wird, abzuleiten! Sie sind eben da! Sehr naiv leitet der Verfasser den zweiten Band mit dem Satze ein: „Das Wesen ethischer Vorzüge ergründet man leicht in der Geschichte der Unsittlichkeit.“ Er nennt einfach unsittlich, was die meisten zivilisierten Menschen unsittlich nennen, und nimmt das Gegenteil davon, da hat er denn das Sittliche. „Das menschlich Perverse bei Natur- und Kulturvölkern“ überschreibt er seine Geschichte der Unsittlichkeit, als ob von Perversem die Rede sein könnte, wo alles streng naturgemäß verläuft! Seite 364 des zweiten Bandes lesen wir unter der Überschrift: „Ausblicke in den Vernunftstaat“ so kindliche Sachen, daß einem der Verfasser leid thut. „Wie anders wird es in den Rechtsstaaten der Zukunft aussehen! Für alle Rechtsbedürfnisse der Völker wird gesorgt, alle Vorrechte, auch das der Erbthrone, [werden] verewelt, die Klagen über des Lebens sozialen Jammer verstummt sein. . . . Werden den Staatsgenossen alle Mittel zur bequemen Lebensführung und edle Genüsse aller Art dargeboten, so verzichten sie gern auf den Verkehr mit Jenseitspersonen, nach deren Hand sie vormals bei moralischen Beklemmungen und physischen Bedrängnissen gegriffen hatten. Man wird sich nach einem bessern Nachdasein nicht mehr sehnen, wenn der Idealstaat das Leben erträglich, ja genussreich macht.“ Der Verfasser ist dreißig Jahre alt, aber seine Seele ist eine achtundvierziger Sekundärerseele geblieben, was ihr ja in gewisser Beziehung zum Lobe gereicht. In den letzten Abschnitten mustert er die edlern „Genusswerte,“ die selbstverständlich keine andern als die altbekannten sind: Wissen, nützliche Thätigkeit, Liebe, Pflege des Schönen und der Kunst, und da die Ästhetik sein eigentliches Fach ist, so bietet er in den Kunstbetrachtungen, in die sein planlos herumirrendes Denkerschifflein als in einen leidlich sichern Hafen zuletzt einläuft, einige ganz hübsche und sogar gesunde Gedanken; er ist nämlich, wie das zu seinem achtundvierziger Jünglingswesen gehört, kein Freund der „Moderne.“

Ein Werk ganz anderer Art haben wir vor uns in: „Entstehn und Vergehen der Welt als kosmischer Kreisprozeß. Auf Grund des physikalischen Substanzbegriffs. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Von J. G. Vogt. Mit erläuternden Illustrationen.“ (1005 S. Großoktav. Leipzig, Ernst Wiefel

Nachf., 1901.) Der Begründer der pyknotischen Weltansicht, d. h. der Ansicht, daß der Weltprozeß im gegenwärtigen Stadium ein Verdichtungsprozeß sei, hat Zünger, bei denen, nach einigen Proben zu schließen, die wir gelesen haben, die Pyknose ins Romische ausschlägt. Das Werk des Begründers ist jedoch ein sehr ernstes Erzeugnis des staunenswertesten deutschen Gelehrtenfleißes, das wir hier nicht einmal zu analysieren, geschweige denn zu kritisieren vermögen. In diese Arbeit werden sich die Physiker, Astronomen, Chemiker und Biologen teilen müssen, denn Vogt bietet jeder von ihnen vier Wissenschaften neue Grundlagen dar. Wir streifen nur einige Einzelheiten des Buchs, die uns einigermaßen angehn. Der Verfasser hat die Güte gehabt, es dem Rezensenten „zur gefälligen Benutzung“ übersenden zu lassen, und dieser hat Grund zu der Annahme, daß mit Benutzung gemeint sei Belehrung mit Beziehung auf einen gewissen Punkt. Seite 917 preist Vogt nämlich Darwin als den Kopernikus der Biologie und Haeckel als seinen deutschen Apostel, der zwar über das Ziel hinausgeschossen, aber der biologischen Forschung unendliche Anregung gegeben habe. Möge er von den Finstermännern heute geachtet werden, seine Verdienste würden ungeschmälert bleiben; augenscheinlich habe sich heute in Deutschland die Wissenschaft in den Dienst der Reaktion gestellt usw. Nun zerpflückt aber Vogt selbst die Darwinische Lehre und ihre verschiedenen Verzweigungen, namentlich auch die Theorien von Haeckel und Weizmann, dermaßen, daß, wie er ausdrücklich hervorhebt, nichts als feststehend übrig bleibt als die Überzeugung, daß sich die höhern organischen Wesen aus den niedern entwickelt haben. Zu dieser Ansicht bekennen wir uns nun ebenfalls, sind also in der Hauptsache mit ihm einig. Ob er auch unsre Voraussetzung annimmt, daß die Entwicklung von einer Intelligenz geleitet werden müsse, ist uns nicht klar geworden. Denn zwar läßt er alle Veränderungen durch äußere Eingriffe verursacht werden, aber da er der Materie Beseelung, ja Bewußtsein, Empfindung zuschreibt und die Entwicklung mit der Flucht vor dem Schmerze beginnen läßt (was er freilich später zurücknimmt), so scheint es doch, daß ihm so etwas wie ein Plan vorschwebt, besonders da er öfter von Zwecken spricht. Er unterscheidet Naturforschung, Naturerkennen und Metaphysik. Die Metaphysik verwirft er als eine Verirrung, da uns die Wesenheit der Weltsubstanz, die Ursache alles Geschehns unzugänglich sei. Unter Naturforschung versteht er die Aufdeckung des Zusammenhangs der Erscheinungen, die er sekundäre Erscheinungen nennt. Die hypothetischen Wesen und Vorgänge der physikalischen Systeme wie Atome und deren Schwingungen, die wir mit unsern Sinnen nicht wahrnehmen können, nennt er primäre Erscheinungen, und versteht unter Naturerkennen die Zurückführung der sekundären Erscheinungen auf diese primären. Das Kriterium dafür, ob sich die Naturerkenntnis innerhalb der Grenzen der Wissenschaft hält oder in die Metaphysik verirrt, ist die Vorstellbarkeit der angenommenen Wesen und Bewegungen und die Möglichkeit ihrer Kontrolle mit dem Rechenstift. Darin stimmen wir Vogt bei, glauben aber, daß seine Pyknoten, Chemosen und Biosen, allermindestens aber deren innere Zustände, wie er sie beschreibt, schon metaphysische Dinge sind, denen kein Rechenstift wird beikommen können, wenn sie sich auch vielleicht noch vorstellen lassen. An einem Punkte allerdings hört auch die Vorstellbarkeit auf, wo nämlich das Bewußtsein dieser Urwesen — ebenso wie das menschliche Bewußtsein — als bloße mechanische Spiegelung erklärt wird. Daran glauben würden wir erst dann, wenn uns einmal unser Glas- spiegel zurufen würde: Deine Frage thut mir weh! Vorstellbar würde uns dadurch der Vorgang immer noch nicht. Also das menschliche Bewußtsein ist gleich dem der Biosen, der organischen Urelemente, ein Spiegel, der sich ganz passiv verhält; Lust und Schmerz sind Begleiterscheinungen körperlicher Vorgänge, das Ich und der Wille falsche Vorspiegelungen, deren Denkbareit und Vorstellbarkeit wiederum weit über unser Denk- und Vorstellungsvermögen hinausgeht. Auf dieser Grundlage eine Ethik aufzubauen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, aber Vogt ist ein edler und guter Mensch, und so fühlt er sich denn gedrängt, es wenigstens zu

versuchen. Daß es eigentlich Unsinn ist, da der Mensch weiter nichts ist als eine etwas komplizierte Kapsel zur Aufbewahrung und Weitergabe des Keimplasmas, daß es für den fühlenden Spiegel so wenig einen Unterschied von Gut und Böse geben kann wie für die Atomschwingungen, sondern nur den von Lust und Unlust, das gesteht er ja offen ein, aber trotzdem versucht ers. Das Wesen der differenzierten Weltsubstanz ist Kampf, der Verzicht auf den Kampf in Genuß oder Resignation führt den Tod herbei — also ist Kampf die Quasipflicht — von einer wirklichen Pflicht kann bei dem Fehlen sowohl des verpflichtenden wie des zu verpflichtenden Subjekts keine Rede sein — des empfindenden Spiegels. Freilich müßte man aus der physikalischen Weltansicht vielmehr das Gegenteil folgern, da nach ihr die Weltsubstanz der Ruhe durch Verdichtung bis zur Erstarrung zustrebt. Man sieht, daß Vogts Metaphysik — er muß uns schon diese ihm widerwärtige Bezeichnung erlauben — praktisch auf die von Hartmann hinausläuft, die er auch lobt, nur daß ihm die den Weltprozeß leitende Intelligenz fehlt, mit deren Hilfe Hartmann die aus dem Ausgangspunkte seines Systems auftauchende Gefahr des Quietismus abgewehrt hat. Der ersten Quasipflicht schließt sich bei Vogt die zweite an, den jetzt grausamen und nicht bloß unmenschlichen, sondern unnatürlichen, mehr als bestialischen Kampf der Menschen untereinander natürlich und gerecht zu machen; wobei die Idee der Gerechtigkeit ganz unbefangen der Rüstkammer des angeblich abgethanen Idealismus entlehnt und die Frage, wie die nur ihren eignen Gesetzen folgende Natur etwas Unnatürliches hervorbringen könne, unbeantwortet gelassen wird. Natürlich und gerecht soll der Kampf durch die Beseitigung aller Vorrechte gemacht werden, sodaß alle mit gleichen Waffen kämpfen. Daß dieses der Anfangszustand jeder Gesellschaft ist, und daß eben der Kampf und die durch ihn bewirkte Differenzierung die Individuen und ihre Waffen immer ungleicher machen, weiß er selbst nur zu gut, denn er sagt es ausdrücklich, daß die Entwicklung von der Freiheit und Gleichheit zur Ungleichheit und Unfreiheit geht, nicht umgekehrt. Nun muß ja freilich, wenn die Ungleichheit und Unfreiheit einen gewissen Grad erreicht haben, eine Umkehr eintreten, wenn das Übermaß nicht den Untergang herbeiführen soll, und müssen die Bedingungen wieder hergestellt werden, unter denen allein der Kampf ums Dasein eine Auslese der Besten bedeutet. Nebenbei bemerkt, läßt Vogt den Daseinskampf als Mittel der Artbildung nicht gelten, weil der im Daseinskampf siegende schon der stärkere sei, es nicht erst werde, und alle lebendigen Wesen ohne Ausnahme ihrem Milieu angepaßt seien, nicht erst nötig haben, sich ihm durch Veränderung anzupassen. In der Schilderung des Daseinskampfes, wie er heute geführt wird, hält Vogt unsrer Gesellschaft einen Spiegel vor, der ihr ein nichts weniger als schmeichelhaftes Bild zeigt, und unserm deutschen Volke stellt er eine schlimme Zukunft, wo nicht den Untergang in Aussicht. Man wird seinem Gemälde nicht alle Wahrheit absprechen, es aber als übertreibend bezeichnen dürfen, und noch mehr übertreibt er in dem Bilde, das er von dem Glück und der Vortrefflichkeit Nordamerikas und — Chinas entwirft.

C. J.

Das Wirtschaftsjahr 1900. Thatsachen, nicht Theorien! ist der Wahlspruch des Hamburger Großhändlers R. E. May bei seinen bekannten national-ökonomischen Arbeiten. Dieser Forderung entspricht Richard Calwer in seinem Buche Handel und Wandel (Dr. John Edelsheim, Berlin=Bern, 1901), das als erster Jahrgang (1900) einer periodischen Zeitschrift erschienen ist, die alljährlich „für Volkswirte und Geschäftsmänner, für Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt“ berichten soll. Man findet darin in der That jede gewünschte Auskunft. Die Hauptabschnitte sind überschrieben: Vorboten und Beginn der Krise; Zunahme der Produktivkräfte und Aufnahmefähigkeit des Marktes; Entwicklung der Produktion, Kartellwesen und Rentabilität der Großindustrie; die Lage des Arbeitsmarktes (Landwirtschaft, Kohlenbergbau, Eisen- und

sonstige Metallgewerbe, Textilgewerbe, Ubrige Gewerbe); Börse und Bankwesen; Auswärtiger Handel und Verkehrsanstalten; Einkommen und Konsum, Warenpreise, Wohnungsnot; Wirtschaftspolitische Reichsgesetze; Wirtschaftliche Chronik und Bibliographie; Statistische Tabellen. Die Geschichte der Depression, die vom April 1900 ab im Rückgang der Aktienkurse offenbar wurde, und der Börsenmanöver, die den natürlichen Lauf der Dinge modifizierten, wird ausführlich und genau erzählt. In welchem Maße die Kartelle und Syndikate nicht allein ihre arbeitswilligen Mitglieder und Fachgenossen, sondern auch die Abnehmer ihrer Waren zu bedrohen vermögen, ohne daß den Bedrohten und mit Konventionalstrafen Gezüchtigten gerichtlicher Schutz zu teil wird, liest man Seite 35 ff. nicht ohne einige Verwunderung. Die kritischen Bemerkungen, mit denen Calver die angeführten Thatsachen und Zahlen begleitet, halten sich in bescheidenen Grenzen und nehmen nicht viel Raum ein. Eine davon wollen wir anführen, weil sie einen Gegenstand betrifft, der in den Grenzboten oft und eingehend behandelt worden ist. Die Wohnungsmieten steigen nicht bloß in den Großstädten. Rodach, Gräfenroda und Gera sind gewiß keine Weltstädte, aber trotzdem sind dort und in andern thüringischen Städten die Mietpreise für kleine Wohnungen 1898 bis 1899 um 20, 50, 60 bis 100 Prozent gestiegen. Der Gewerbeinspektor für Sachsen-Koburg-Gotha, Dr. von Schwarz, hat das ermittelt, und er hat auf Grund einer Umfrage, die nahe an tausend Arbeiterfamilien umfaßt, berechnet, daß Leute, die nur 2 Mark täglich verdienen, siebenundfünfzig Tage des Jahres für die Wohnungsmiete arbeiten müssen, während diese bei 2 bis 3 Mark Verdienst durch achtunddreißigtägige, bei 3 bis 4 Mark durch fünfunddreißigtägige, bei 4 Mark und darüber durch neunundzwanzigtägige Arbeit aufgebracht wird. Er bezeichnet als zu erstrebendes Ziel einen Mietpreis, der auch von den niedrigsten Arbeitereinkommen nur 10 Prozent wegnehme. Calver entgegnet, gute Wohnungen so wohlfeil herzustellen, sei nicht möglich, es müßte denn auf dem Wege der Wohlthätigkeit geschehn; das Ziel sei vielmehr, die Arbeitereinkommen soweit zu erhöhen, daß der zehnte Teil davon die Miete für eine anständige Wohnung decke. Die Unternehmer werden sagen, das sei erst recht nicht möglich.

May hat sich diesmal nicht auf das Jahr 1900 beschränkt, sondern ein Jahrhundertwendenbuch von 727 Seiten geliefert: Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit 130 Tabellen und vergleichenden Übersichten (ebenfalls bei John Edelsheim, 1901). Der Verfasser hat mit staunenswertem Fleiß eine Masse Material zusammengetragen, für die ihm jeder, der dergleichen braucht, dankbar sein wird. Man bekommt u. a. eine Geschichte der Eisenbahn, der Elektrizität, des Telephons, der Genossenschaften, der Gewerksvereine. Aber ein getreues Bild von der Wirtschaft früherer Zeiten bekommt man nicht, sondern nur einzelne dürftige, in die verschiedensten Kapitel verstreute Züge, sodaß also das erste Drittel des Titels zuviel verspricht. Die Hauptsache bleibt der gegenwärtige Zustand, verglichen mit der jüngsten Vergangenheit zu dem Zweck, die Fortschritte der Menschheit im glänzendsten Lichte zu zeigen. Denn May ist keineswegs so frei von aller Theorie, wie er sich einbildet; er hat, wie jedermann, seine Grundanschauungen, nach denen er sich die Thatsachen zurechtlegt, und seine Tendenz, die man als die sozialliberale bezeichnen kann, macht sich in seinem Buche stärker geltend als in dem von Calver die sozialdemokratische. May gehört zu denen, die sich an Kilometer-, Kilogramm- und Tonnenzahlen berauschen und in Entzücken geraten bei dem Gedanken daran, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Wir lassen uns hier nicht in Auseinandersetzungen mit dieser Denkungsart ein und beschränken uns auf die Bemerkung, daß, wenn im Deutschen Reiche allein schon die Bevölkerungszahl um 800 000 jährlich wächst, natürlich auch alle Zahlen, die sich auf volkswirtschaftliche Gegenstände beziehen, entsprechend wachsen müssen, und daß ohne die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit, besonders ohne die dem Verkehr zu gute kommenden, die Behausung und Ernährung dieser ungeheuern auf verhältnismäßig

kleine Räume zusammengedrängten Menschenmassen unmöglich sein würde. Daß die moderne Menschheit die ihr zufallenden schwierigen Aufgaben bisher immer noch gelöst hat, ist ja gewiß erfreulich und macht ihr Ehre. Aber ob das Wachstum der Menschenzahl, die Steigerung des materiellen Reichtums und die Vielfältigung der Güterarten eine entsprechende Zunahme an immateriellen Kulturwerten und an Glück zur Folge hat, das kann aus statistischen Tabellen nicht ersehen werden. Sache der Nationalökonomie ist es ja nun auch gar nicht, diese Frage zu beantworten, nur muß sie nicht, wie das bei May der Fall ist, den Schein erwecken, als schloßen ihre Ergebnisse die Antwort, und zwar die bejahende ein. Und die Schwierigkeiten, die auch noch bei strenger Beschränkung auf das national-ökonomische Gebiet auftauchen, nimmt May viel zu leicht. Er hat ja z. B. vollkommen recht, wenn er sagt: es giebt keine Überproduktion; im Gegenteil: es wird noch viel zu wenig produziert! Gewiß! Kann es einen drastischen Beweis dafür geben als die Hungersnöte in Indien und in Rußland? Und sogar im lieben deutschen Vaterlande mit seinem staunenswerten steigenden Reichtum sieht man nicht bloß unter den Proletariern Gesichter, aus denen die Diagnose: schlecht genährt! heraussehnt. Wenn nun trotzdem die Landwirte aller Länder schreien, daß sie an den Preisen, d. h. an dem zu starken Angebot ihrer Erzeugnisse zu Grunde gehn, so muß doch in der Volkswirtschaft ein Fehler stecken, den zu ermitteln wichtiger ist als das Zusammentragen von Zeugnissen für unsern Reichtum und unsern Fortschritt; aber diese und ähnliche Rätselfragen läßt May unbeachtet. Was die Zukunft betrifft, so hofft er, daß fortschreitende Organisation der Volkswirtschaft der jetzt noch herrschenden, periodische Krisen erzeugenden Anarchie ein Ende machen werde; jedoch beweist die Antinomie: Not der Landwirtschaft und Hungersnot, an die wir soeben erinnerten, daß es sich bei solcher Organisation keineswegs bloß um Preisregelung und Maßregeln zur Verhütung von Absatzstokungen handelt, womit sich jetzt hauptsächlich die Syndikate abmühen. Von den guten und wahren Worten, die man in Mays Buche findet, wollen wir wenigstens eins anführen. Er beweist statistisch, daß im letzten Jahrhundert der Anteil der Massen am Mehrkonsum stärker gestiegen sei als der der Wohlhabenden und Reichen, und bemerkt Seite 45: „Und schlimm, wenn es nicht so wäre! Von dem Konsum der paar Reichen kann der Zoll- und Verbrauchssteuerschornstein des Reichs nicht rauchen, der hauptsächlich die Reichsmaschine in Gang halten muß.“

Zur Geschichte der Freimaurerei. Br. Findel kämpft an der Spitze der Brüder, die die Geschichte der Freimaurerei von allem Legendennebel befreit und vollkommen klar gemacht haben. Der Bund ist dadurch entstanden, daß im siebzehnten Jahrhundert gebildete Männer, die keine Bauhandwerker waren, in die wenigen noch vorhandenen im Verfall begriffnen englischen Bauhütten eingetreten sind und diese dazu benützt haben, den Deismus und die Grundsätze der Toleranz zu pflegen und zu verbreiten, sodaß „innerhalb der alten Bauhütten das Steinwerk mit dem Geisteswerk vertauscht“ wurde. Die Vereinigung von vier so erneuerten Londoner Logen zu einer Großloge im Februar 1717 ist als die Gründung der heutigen Freimaurerei anzusehen. Wegen der Aufdeckung dieser nüchternen historischen Wahrheit hat Findel von den „in Hochgradwesen und Sektengeist befangnen“ Brüdern heftige Angriffe erfahren. Aber die historische Wahrheit dringt natürlich durch, und Findels Bücher erleben viele Auflagen; die Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart ist (Leipzig, J. G. Findel, 1900) in siebenter Auflage erschienen. Sie erzählt in der Vorgeschichte auch die Geschichte der deutschen Steinmengen und erwähnt unter andern, daß der Wiener Dombaumeister Schmidt als der letzte Wissende gegolten habe, bis 1892 der königliche Baurat und Dr. phil. Br. Oskar Mothes in Zwickau erklärt hat, daß auch er zu den Wissenden gehöre, und daß es in Deutschland noch mehrere Steinmehnhütten gebe; mehr dürfe er nicht sagen. — Unsere Ansicht über die Frei-

maureri und über ihre gegenwärtige Krisis haben wir im 2. Bande des Jahrgangs 1899 der Grenzboten Seite 559 und im 2. Bande des Jahrgangs 1900 Seite 407 ausgesprochen.

Der Quovadismus. Das bescheidne Kirchlein Domine Quo Vadis vor der römischen Porta San Sebastiano, das seine Entstehung einer der schönsten christlichen Legenden verdankt, hat jetzt auch zu einer Wortneubildung Anlaß gegeben. Man spricht von „Quovadismus,“ wie man von Japonismus, Jbsenismus, Tolstoisismus, Wagnerismus, Napoleonismus, Botticellismus, Symbolismus, Naturalismus, Belezipedismus und andern, teilweise unvergänglichen aber doch zumeist höchst vorübergehenden „Zsmuffen“ spricht — natürlich in Paris, wo die Mode, im Gefolge des suggestiven Sienkiewiczischen Allerweltsromans aus der ersten christlichen Zeit, das Wort Le Quovadisme neu gebildet und seine Voraussetzungen vorher geschaffen hat. Ein Aufsatz von Raymond Bouyer in der Nouvelle Revue vom 15. Dezember beschäftigt sich mit den Erscheinungen, in denen sich der Quovadismus äußert. Er ist eine Mischung von Mystizismus, Prärafaelismus und Snobismus; Sienkiewicz suchte zugleich zu amüsieren und zu erbauen in seinem weit über Gebühr geschätzten und gelesenen Roman, der in zwanzig verschiedenen Übersetzungen (drei deutschen, zwei französischen, sechs russischen) den größten litterarischen Erfolg der Gegenwart abgegeben hat; denn in Frankreich allein sind bis jetzt dreihundertdreißigtausend Exemplare verkauft worden. Man bewundert Petronius, den größten geistigen Gourmand und physischen Wohlleber des Altertums, und zugleich le génie du Christianisme: das ist Quovadismus. Bouyer sagt, wenn man statt Quo vadis fragt: „Woher kommst du?“ (was er übrigens fälschlich und wohl auch noch druckfehlerhaft mit „Inde vadis?“ ausdrückt), so erscheinen die Geister Chateaubriands, Bulwers, Théophile Gautiers, Alex. Dumas des Vaters, Henri Conscience, Kardinal Wisemans, Louis Bouillets und endlich auch des jetzt neu wieder hervorgeholten Jean Lombard; denn auf den Martyrs, den letzten Tagen von Pompeji, der Arria Gautiers usw. bis hinunter zu der von Langweile und falscher Historie strotzenden „Agonie“ Jean Lombards (Byzance ist noch langweiliger) beruht der dem Polen zu verdankende Quovadismus. Von Nationalpolnischem ist in diesem Sienkiewiczischen Werke nichts zu finden; wenn man von Sienkiewiczismus daraufhin sprechen wollte, so würde das polnische Charakteristikum fehlen. m.

Der moderne Geist in der Tonkunst bietet ein der Untersuchung werttes Thema, ist eine Frage, deren richtige Lösung Produzenten und Konsumenten zu Dank verpflichtet muß. Hauptsächlich wird eine Belehrung über den modernen Geist in der Musik dem Publikum zu gute kommen, wenn sie davon überzeugt, daß neue Formen und Mittel nicht ohne weiteres als Launen und Schönheitsfehler abzulehnen, sondern daraufhin zu prüfen sind, ob sie der notwendige Ausdruck neuer Ideen sind. Die Einwirkung auf den Komponisten wird auf einen guten Rat beschränkt bleiben, und zwar einen zwiefachen: daß er der geistigen Entwicklung seiner Zeit folgen, daß er aber auch die modernen Elemente nicht überschätzen möge. Dem nicht alles, was einer bestimmten Zeit eigen ist, schickt sich auch für ihre Musik und muß in ihr Aufnahme finden. Der Komponist sei nur ein universell gebildeter und geschmackvoller Mensch, so wird der berechtigte Ton der Zeit in seinen Werken von allein zum Klingeln kommen; geht einer absichtlich und bewußt auf ihn aus, so läuft er Gefahr, statt modernen Geistes modernen Laß zu bieten, und erzieht ein Publikum, das keinen Esel mehr von einem Löwen zu unterscheiden weiß. Eine Untersuchung über den modernen Geist wird demnach vor allem klar zu machen haben, worin das Moderne unsrer Zeit besteht, wie weit es sich für die Musik eignet und wodurch es sich musikalisch äußert.

Mit diesen Erwartungen schlugen wir ein Buch auf, das das angegebne Thema zum Titel und Dr. Arthur Seidl zum Verfasser hat; im breiten Faksimile steht

der Name auf dem Umschlag. Die Arbeit setzt auch wenigstens halbwegs richtig mit der Frage ein: „Was ist modern?“ Wir sagen halbwegs, weil diese Fragestellung zu allgemein ist. Aber schon auf der ersten Seite beginnt auch die Enttäuschung. Statt aufs Ziel zu halten, treibt der Verfasser mit mitteleuropäischer Zeit, mit Röntgen, mit Graf Zeppelin, mit einem Wust überflüssiger Anspielungen und Beziehungen Schaumschlägerei. Seite 13 sagt er:

„So, und nun werden meine Leser also, nach diesem erbaulichen Präludium, von mir mit Recht erwarten, daß ich jenen verflizten Begriff des »Modernen« hier gleich entwickeln und ihnen einmal genauer zu fassen trachten soll, was doch alle Welt im Munde führt, und was sich so hartnäckig dem Erhaschen, geschweige denn einem Konstruieren, entziehen will? Wenn man sich da aber nur nicht am Ende gewaltig in mir verrechnet hat? Denn eigentlich könnte ich wohl sagen: »Es fällt mir gar nicht ein, und ich denke nicht daran usw.«“

Wenn der Leser nach dieser Probe von Saloppheit auf weitere Bekanntschaft mit dem Verfasser verzichtet, büßt er nichts wesentliches ein. Denn das ganze Buch ist nichts als wieder eine tumultuarische Verherrlichung des Komponisten Richard Strauß; von ähnlichen Leistungen dieser Art unterscheidet sie sich nur durch den Mangel einer offenen Flagge. Wird aus Strauß, der unsers Wissens nicht aus Schwaben stammt, doch noch ein musikalischer Messias, solls auch uns sehr freuen. Aber um seinetwillen in die deutsche Musik, die noch an den Wirren und Kämpfen eines kaum beendeten fünfzigjährigen Kriegs leidet, aufs neue die Brandfackel zu werfen, ist unter allen Umständen verblendet. Nur wegen dieses frevelhaften Versuches zu einer neuen Parteibildung haben wir Seidls Buch beachtet. Ihn selbst zu befehlen, der die Musik nur vom neudeutschen Stübchen her kennt, über alles was ihm fremd ist, sogar über seinen Lehrer Ph. Spitta, von oben her spricht, heute für Wagner, morgen mit Nietzsche gegen ihn schreit und sich in vollster Thebanergröße ein Lessing dünkt, nehmen wir uns nicht die Mühe. Aber selbständige und unterrichtete Kollegen können sich aus dem Pamphlet überzeugen, wie not ernsthafte und praktische Friedensarbeit thut. Die modernen Aufgaben liegen auf der Seite des Musikbetriebs, das Gezänk um Komponisten ist längst altwäterisch geworden!

Noch einmal praktische Musiker und Musikforscher. Sehr geehrte Redaktion! Die Ausführungen über das eben angeführte Thema in Nr. 51 der Grenzboten veranlassen mich zu einem kleinen Zusatz: Die praktischen Musiker verschließen die Ohren nicht bloß, wenn außerhalb des Musikgewerbes stehende „Forscher“ sprechen, sondern sie hören auch den Belehrungen der eignen Zunftgenossen nicht zu. Ich lebe abseits vom großen Musikgetriebe, bin aber einer der ältesten Subskribenten der Bachausgabe und reiste als echter Bachianer im vergangenen März mit Spannung zu dem Berliner Bachfest. Wie war ich erstaunt, da, wo ich Musteraufführungen erwartet hatte, ein ganz veraltetes Treiben zu finden! Nur in zwei Punkten soll es hier angedeutet werden. Die Bläserbesetzung dieses Bachorchesters stand in vollem Widerspruch zu dem, was M. Hauptmann darüber vor fünfzig Jahren, das Accompagnement der Violinsonate in A dur zu dem, was W. Rust nicht viel später als Bachisch nachgewiesen hat. Die berühmten Musiker, die an der Spitze des Festes standen, hatten sich offenbar um die Vorkreden der Bachbände nicht gekümmert, obwohl sie von zwei Thomaskantoren, also von praktischen Musikern herrühren. Der Schluß, den ich hieraus ziehe, ist: daß man die Bedenken gegen die praktischen Vorschläge der Musikforscher nur als eine Ausrede zu betrachten hat. Ob die Wissenschaft von Gelehrten oder von Musikdirektoren kommt, das ist gleich. Der Durchschnitt der praktischen Musiker ist zu trüg oder zu unfähig ihr zu folgen und zieht es vor, auch in der Behandlung alter Musik dem Naturalismus zu huldigen. Gelobt wirds doch!

E.

H. R.

Lumpacivagabundus. Das an sich lobenswerte Bestreben unsrer Bühnen, dem Volk im Lustspiel und in der Posse statt des üblichen Raffinements auch einmal eine harmlos-heitere Kost zu bieten, hat dazu geführt, daß man auch ältere volkstümliche Stücke wieder zu beleben versucht. Ich besinne mich mit Vergnügen auf die „historischen Lustspielabende“ des Leipziger Stadttheaters und auf die Auführungen Hans Sachscher Stücke durch das Dresdner Hoftheater. Aber Protest erheben muß man gegen die Wiedereinführung der Wiener Possen Nestroys, insbesondere des „Lumpacivagabundus,“ den ich in der Weihnachtswoche im Dresdner Hoftheater und zwar bei ausverkauftem Hause über die Bühne gehn sah. Zwar bietet dieses im Jahre 1833 zuerst aufgeführte Stück einige leidliche Bilder aus der gemüthlichen Zeit des „Bruders Straubinger,“ übrigens aber ist es trotz seines derben Realismus voll unerträglicher Längen und voll der fadeften Witze. Die ganze Szene, in der ein Brief unter hundert thörichten Mißverständnissen verlesen wird, ist so abgeschmackt, daß kein Mensch mit gesundem Verstande mehr darüber lachen kann. Noch schlimmer steht es mit einem Auftritt, der eigentlich keinen andern Inhalt hat als die Verherrlichung der Schnapspulle. Die Beifallsfalben vom „höchsten Olymp,“ die gerade diese Expektorationen und das alberne „astronomische“ Lied des Schnapsbruders auszeichneten, beweisen lediglich, daß der Dichter hier an die niedrigsten Instinkte des Menschen appelliert hat. Alles in allem riecht man aus dem Stücke die verdorbne Luft der Zeit Metternichs, der ja in Wien das gedankenlose Bummelerleben aus politischen Gründen begünstigte. Wenn solcherlei in der Weihnachtswoche, wo sich das Volk nach anstrengender Arbeit auch einmal im Theater erholen will, auf einer Hofbühne geboten wird, so ist es nur geeignet, den noch gesunden Sinn in ästhetischer wie moralischer Hinsicht zu verwirren. Da wäre das „Weiße Rößl“ oder etwas ähnliches viel besser am Platze gewesen.

Bilder für Blödsinnige. Am Schaufenster eines Buchhändlers sahen wir ein buntes Blatt mit einem Hirsch, einem Reh und einer Hand, an der ein paar Blutstropfen hängen, darunter die Erklärungen: „Hier ist ein Hirsch, und hier ein Reh, und hier ein böses Wehweh.“ Das Blatt gehört zu einer Sammlung, die sich „Lustige Bilder für Kinder“ nennt. Da kein normales Kind so etwas lustig finden wird, so wäre der einzig mögliche Titel „Bilder für Blödsinnige“ gewesen, die dann auch nicht einmal Kinder zu sein brauchen.

Ein großes Tier. In seiner Abhandlung: Vierhundert Schlagworte (in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. 1900) hat R. M. Meyer auch oben stehenden Ausdruck besprochen. Er hat nachgewiesen, daß die magna bestia sich schon in einem lateinischen Gedichte Caspar Scheids findet, aber in einem Sinne, der dem heutigentags mit diesem Ausdruck verbundenen noch nicht entspricht. Die magna bestia Scheids ist der Tölpel — ein großer Esel würden wir auch dafür sagen können. Ob nun die heutige Bedeutung des Ausdrucks eine Umdeutung der magna bestia Scheids oder eine davon unabhängige Neuschöpfung ist, kann fraglich sein. Meyer neigt sich der letzten Alternative zu, und er wird wohl Recht haben, auch mit der Annahme, daß die Neugeburt der Studentensprache angehört. Schon Günther kennt den Ausdruck in dem jetzt gangbaren Sinne:

Jetzt wird er als ein großes Tier
Dir kaum noch über Achsel danken.

Göbete-Tittmann S. 158

Vor diesem dacht ich mit der Zeit
Ein groß und vornehm Tier zu werden,
Ich suchte in Kleidung und Gebärden
Vor allen einen Unterschied.

Ebenda S. 178 f. K.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig